

Edward Dutton

UND SIE UNTERSCHIEDEN SICH DOCH

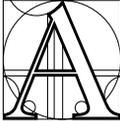
Über die Rassen der Menschheit



ARES VERLAG

Edward Dutton

UND SIE UNTERSCHIEDEN SICH DOCH

ARES

VERLAG

Edward Dutton

**UND SIE
UNTERSCHIEDEN
SICH DOCH**

Über die Rassen der Menschheit

ARES VERLAG

Umschlaggestaltung: DSR – Digitalstudio Rypka, 8143 Dobl/Graz, www.rypka.at
Umschlagabb. Vorderseite: iStock / Vizerskaya (Hintergrund) | © Shutterstock / Yevgeniya Lyalko, © Unsplash / Zou Meng, © Flickr / _paVan_ (CC BY 2.0), © Wiki-Media Commons / ASaini (CC BY-SA 3.0) (Vordergrund v.li.n.re.)

Titel der englischen Originalausgabe: Edward Dutton: Making Sense of Race, Washington Summit Publishers, Whitefish 2020, ISBN 978-1-59368-070-1 | Copyright © 2020 by Edward Dutton

Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von Nils Wegner

Wir haben uns bemüht, bei den hier verwendeten Bildern die Rechteinhaber ausfindig zu machen. Falls es dessen ungeachtet Bildrechte geben sollte, die wir nicht recherchieren konnten, bitten wir um Nachricht an den Verlag. Berechtigte Ansprüche werden im Rahmen der üblichen Vereinbarungen abgegolten.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <https://www.dnb.de> abrufbar.

Hinweis: Dieses Buch wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt. Die zum Schutz vor Verschmutzung verwendete Einschweißfolie ist aus Polyethylen chlor- und schwefelfrei hergestellt. Diese umweltfreundliche Folie verhält sich grundwasserneutral, ist voll recyclingfähig und verbrennt in Müllverbrennungsanlagen völlig ungiftig.

Auf Wunsch senden wir Ihnen gerne kostenlos unser Verlagsverzeichnis zu:

Ares Verlag GmbH
Hofgasse 5 / Postfach 438
A-8011 Graz
Tel.: +43 (0)316/82 16 36
Fax: +43 (0)316/83 56 12
E-Mail: ares-verlag@ares-verlag.com
www.ares-verlag.com

ISBN 978-3-99081-096-5 eISBN (PDF) 978-3-99081-116-0

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art, auszugsweisen Nachdruck oder Einspeicherung und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.

© Copyright by Ares Verlag, Graz 2022

Layout: Ecotext-Verlag Mag. G. Schneeweiß-Arnoldstein, Wien

Inhalt

Danksagungen	9
1. Worüber man bei Tisch nicht spricht – oder sonst wo:	
Einführung	11
Gefährliches Denken	16
Multikulturalismus und das Schweigen über Rassen	19
2. Selektionsdruck:	
So funktionieren darwinsche Evolution und Erblichkeit	25
Natürliche Selektion	27
Sexuelle Selektion	28
Gruppenselektion	29
3. Dieser Grizzly ist kein soziales Konstrukt:	
Die Entstehung von Rassen	35
Die Entstehung von Rassen	40
Klassifizierungen von Rassen	44
<i>Out of Africa?</i>	47
4. Menschen sind verschieden:	
Die zwölf Rassen der klassischen Anthropologie	50
Subsahara-Afrikaner oder Negride	50
Nordostasiaten	53
Europäer	55
Südasiaten	56
Südostasiaten	58
Nordafrikaner und Levantiner	59
amerikanische Ureinwohner	60
arktische Völker	61
pazifische Insulaner	63
australische Aborigines	64
Buschmänner	65

Pygmäen	69
Negritos	71
Klinen	72
Verwandtheiten der Rassen	74
5. Krieg gegen „die Rasse“:	
Der Wandel der Anthropologie	77
Die Argumente gegen „die Rasse“	81
6. Schnell leben, jung sterben:	
Die <i>Life-history</i>-Strategie	91
J. P. Rushton und die <i>Life-history</i> -Theorie	91
Sexualdimorphismus	104
Zurück zu den Rassen der klassischen Anthropologie	107
Sexualverhalten	114
Sexappeal	117
Die begehrenswertesten sekundären Geschlechts- merkmale	123
7. Die Schlaumeier:	
Rassische Unterschiede in der Intelligenz	127
Was es bedeutet, schlau zu sein	129
Die (gefürchtete) Glockenkurve	132
Prüfungsangst	137
Kritik am IQ	140
Der Aufruhr über „IQ and the Wealth of Nations“	146
Ethnie, Industrialisierung und Intelligenz	153
Ethnische Intelligenzunterschiede	157
Außereuropäische Rassen und Klinen	160
8. Es wird persönlich:	
Rassische Unterschiede in Persönlichkeit und Verhalten	163
Was ist Persönlichkeit?	164
Rassische Unterschiede bei den „Big Five“	167
Nationale Unterschiede bei Persönlichkeits- äquivalenten	168
Rassische Unterschiede der Persönlichkeit	169

Psychopathische Persönlichkeit und Verbrechen	173
Persönlichkeitsunterschiede zwischen den Rassen der klassischen Anthropologie	179
Sexualverhalten	184
Geschlechterunterschiede in der Persönlichkeit	190
9. Wir und die anderen:	
Ethnie und Ethnozentrismus	193
Rassische Unterschiede beim Ethnozentrismus	195
Die Theorie der genetischen Ähnlichkeit	199
Ethnische Unterschiede der Persönlichkeit	201
Die Genie-Persönlichkeit	207
Mischvölker, Klinen und Persönlichkeit	211
Ethnogenese in Amerika	217
10. Gott mit uns:	
Rasse und Religion	226
Ein evolutionärer Blickwinkel auf die Religion	230
Die „Stufen“ der Religion	233
Nationale und ethnische Unterschiede in der Religiosität	239
Engel und Dämonen	252
11. Das auserwählte Volk:	
Rasse und Judentum	257
Die Kultur der Kritik	265
Eine Kritik der „Kritik“	270
Eine Verteidigung der „Kritik“	273
Die Zukunft eines Tabus: Fazit	283
Ohrenschmalz, Körper- und Mundgeruch	285
„Ich habe einen (Klar-)Traum“	287
Tod den Ketzern	289
Kann die Welt Rassen akzeptieren?	292
Anmerkungen	296
Register	333

Danksagungen

Ich möchte zuallererst Dr. Frank Salter danken, der so freundlich war, das gesamte Manuskript dieses Buches durchzusehen, und viele Verbesserungen vorgeschlagen hat. Professor Guy Madison hat freundlicherweise eine viel frühere Fassung dieses Manuskripts gelesen und ebenfalls seinen unbezahlbaren Rat beige-steuert, wofür ich dankbar bin. Dieses Buch war ein langwieriges und faszinierendes Projekt, das ich im Mai 2014 auf Anregung von Professor Richard Lynn begonnen habe. Ich möchte ihm für seinen Vorschlag danken, ebenso wie für die Förderung, die das Projekt damals durch sein Ulster Institute for Social Research erhielt. Weitere Mittel kamen vom Veritas Fund, wofür ich Dr. Jan te Nijenhuis besonders dankbar bin. Ich möchte Richard Spencer und Nils Wegner für ihre Arbeit am Lektorat und der Fertigstellung dieses Buches danken.

Darüber hinaus stehe ich in der Schuld folgender Kollegen, die mich auf wichtige Literatur hingewiesen oder Teile dieser Studie kommentiert bzw. mit mir diskutiert haben: Professor A. J. Figueredo, Dr. Ellen Gold, Jakob Kuzminski, Professor Kevin MacDonald, Davide Piffer, Professor Dimitri van der Linden und Dr. Michael Woodley of Menie. Teile dieses Buches sind vorab in meinen folgenden Publikationen erschienen: „Religion and Intelligence. An Evolutionary Analysis“ (2014), „Race and Sport. Evolution and Racial Differences in Sporting Ability“ (mit Richard Lynn, 2015), „J. Philippe Rushton. A Life History Perspective“ (2018), „At Our Wits’ End. Why We’re Becoming Less Intelligent and What It Means for the Future“ (mit Michael Woodley of Menie, 2018) sowie „Race Differences in Ethnocentrism“ (2019).

Edward Dutton

September 2020
Oulu, Finnland

Es ist [...] zweifellos, dass die verschiedenen Rassen, wenn sie sorgfältig verglichen und gemessen werden, bedeutend von einander abweichen, – so in der Textur des Haars, den relativen Proportionen aller Theile des Körpers, der Capacität der Lungen, der Form und dem Rauminhalte des Schädels und selbst in den Windungen des Gehirns. Es würde aber eine endlose Aufgabe sein, die zahlreichen Punkte der Verschiedenheiten des Baues einzeln durchzugehen. Die Rassen weichen auch in der Constitution, in der Acclimatisationsfähigkeit und in der Empfänglichkeit für verschiedene Krankheiten von einander ab; auch sind ihre geistigen Merkmale sehr verschieden, hauptsächlich allerdings, wie es scheinen dürfte, in der Form ihrer Gemüthserregungen, zum Theil aber auch in ihren intellectuellen Fähigkeiten.

Charles Darwin: Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl, Bd. 1, Stuttgart 1871, S. 190.

1. Worüber man bei Tisch nicht spricht – oder sonst wo: Einführung

Man findet die Szene überall auf der Welt: Nach der Arbeit oder an den Wochenenden kommen Männer zusammen. Sie sitzen in Kneipen, trinken Bier und reden über Sport. Spieler und Mannschaften werden bewertet, Leistungen hitzig diskutiert, alte Geschichten wieder aufgewärmt, die Details von Sportlern und ihrem Abschneiden bis auf den Millimeter und die Millisekunde analysiert. Kein Aspekt der sportlichen Leistung bleibt unbeachtet – bis auf einen. In einer solchen Situation ist es für Männer fast unmöglich, nicht zu irgendeinem Zeitpunkt an das größte Tabu unseres Zeitalters zu rühren: *die Wirklichkeit und Bedeutsamkeit der Rassen*. Sie sind sich völlig im Klaren über die körperlichen und geistigen Unterschiede zwischen Spielern, darüber, dass diese Unterschiede eine große Rolle spielen, darüber, dass sie hauptsächlich genetischen Ursprunges sind, und darüber, dass sie eng mit der Rasse verbunden sind. Und doch ist es *verboten*¹, über Rassen zu sprechen, außer vielleicht in den allerhärtesten Kneipen.

Die Zahlen sprechen für sich. Die Top-10-Bestzeiten aller Zeiten beim 100-Meter-Lauf werden von Männern westafrikanischer Herkunft gehalten, wobei das jeweilige Heimatland unerheblich ist. Der letzte Weiße, der auf den 100 Metern die Goldmedaille errang, war 1980 der Schotte Allan Wells. Seitdem waren 95 % aller olympischen Medaillengewinner in dieser Disziplin über die letzten zehn Olympischen Spiele hinweg Westafrikaner. Beim Gewichtheben verhält es sich gänzlich anders, dort halten Kaukasier (vor allem Osteuropäer und Iraner) den Löwenanteil der Weltrekorde im Kreuzheben, Reißen und Stoßen. Beim Wettbewerb „World’s Strongest Man“ – in dem es Disziplinen wie Steinheben, Fahrzeugziehen und Fassweitwurf gibt – ist jeder einzelne Gewinner in der 43-jährigen Geschichte der Veranstaltung Kaukasier gewesen. Die Bestenliste ist voll von

Männern mit Namen wie Hafþór Björnsson und Mateusz Kieliszowski. Bei Marathonläufen in großen Städten haben sich Ostafrikaner, insbesondere Kenianer, als bemerkenswert erfolgreich erwiesen, wobei hier und da gelegentlich auch einmal Europäer ein Rennen gewinnen. Der Kenianer Eliud Kipchoge erlief beim Berlin-Marathon 2018 den gültigen Weltrekord von 2:01:39 Stunden.

In den Vereinigten Staaten waren von den 32 in der National Football League (NFL) antretenden Runningbacks 2019 alle bis auf einen Afroamerikaner; bei den Cornerbacks gab es keine Ausnahme. 2018 war Christian McCaffrey gerade einmal der zweite weiße Runningback innerhalb von 30 Jahren, der 1000 Yards im Laufspiel erspielte. Die National Basketball Association (NBA) ist zu ungefähr 75 % schwarz, obwohl Afroamerikaner nur ca. 12–15 % der US-Bevölkerung ausmachen. Daran hat sich im Laufe des letzten halben Jahrhunderts nicht viel geändert, trotz der neu entdeckten weltweiten Beliebtheit dieses Sports. Als die Zeitschrift „Sports Illustrated“ ihre Liste der 50 größten Spieler aller Zeiten zusammenstellte, waren darunter 31 Afroamerikaner (62 %), 17 Weiße (34 %) und zwei zum Teil Afrikanischstämmige (4 %).²

Man könnte noch viele weitere Beispiele aufzählen. Natürlich gibt es interessante Ausnahmen. Und natürlich spielt auch die Kultur eine Rolle: Beispielsweise werden nur wenige Nigerianer Eishockeyspieler. Doch die Muster verändern sich nicht. Westafrikaner beherrschen Aktivitäten, die Schnelligkeit und Energieausbrüche erfordern, während sich Ostafrikaner in Ausdauer- und Kaukasier in Kraftsportarten hervortun. Ostasiaten erbringen Höchstleistungen im Schwimmen und Turnen, ebenso in Sportarten, die räumliches Gefühl und Blickschärfe erfordern, wie Tischtennis und Darts.³

Die wichtigere Erkenntnis ist jedoch, dass die Rasse alle Aspekte des sozialen und kulturellen Lebens beeinflusst. Man kann ihr einfach nicht entgehen, nicht einmal – oder *erst recht nicht* – in der unpolitischen, „farbenblinden“ Welt des Sports. Rasse ist allgegenwärtig. Und es ist höchste Zeit, dass wir auf eine vernünftige, wissenschaftlich begründete und realistische Weise darüber sprechen. Darum geht es in diesem Buch.

Unser Widerwille, uns der Realität zu stellen, schlägt sich in unserer Sprache nieder. Moderne Menschen benutzen das Wort „Ras-

se“ jeden Tag, aber sind zögerlich, womöglich verängstigt, es angemessen zu definieren. Stattdessen greifen sie zu Beschönigungen und halben Sachen wie „Soundso-Hintergrund“ oder „Hautfarbe“, die alle dazu dienen sollen, offene Diskussionen zu vermeiden. Der gängige Spruch „Unter der Haut hört die Rasse auf“⁴ ist diesbezüglich ziemlich entlarvend. Auch wenn er dazu dienen soll, das Konzept der Rasse abzuqualifizieren, impliziert die Formulierung doch, dass die Hautfarbe biologisch bedingt und erblich ist. Die Auffassung, dass sich die menschliche Haut rassisch begreifen lasse, jedweder andere Faktor der menschlichen Biologie, des menschlichen Verhaltens und des menschlichen Denkens aber nicht, ist eine außerordentlich unglaubwürdige Behauptung. Tatsächlich ist die Hautfarbe – wie alles andere, das zwischen menschlichen Untergattungen variiert, auch – an unterschiedliche Umgebungen angepasst. Bis vor 10.000 Jahren gab es keine weiße Haut. Zu diesem Zeitpunkt führten viele Menschengruppen den Ackerbau ein, und diese Errungenschaft verbreitete sich bis in Gegenden mit langen dunklen Wintern. Ackerbau bedeutete dauerhafte Ansiedlung, größere Abhängigkeit von einer einzelnen Feldfrucht und somit weniger Zugang zu Obst, Gemüse und anderen Vitamin-D-Quellen. Unter solchen Umweltbedingungen wurde weiße Haut zu einem Vorteil, weil man durch sie mehr ultraviolettes Sonnenlicht aufnehmen und daraus Vitamin D bilden kann. Infolgedessen wurde weiße Haut in bestimmten Zusammenhängen positiv selektiert. So kommt es, dass in Schweden lebende Somalis doppelt so viel Vitamin-D-Zufuhr von außen benötigen wie eingeborene Schweden, um gesund zu bleiben.⁵

Um zum Sport mit seinen lästigen Mustern zurückzukehren: Viele Menschen haben dagegenzuhalten versucht, dass sportliche Höchstleistungen umweltbedingt zu erklären seien. Ihre Logik funktioniert ungefähr so: Weiße halten Schwarze stereotyp für sportlich, weil diese dadurch animalischer wirken. Die Schwarzen wiederum verinnerlichen dieses Klischee und glauben, dass Sport das einzige Feld sei, in dem sie sich hervortun könnten. Außerdem sind Schwarze arm, sodass sie nur durch Sport Status erlangen können.

Selbst wenn Umwelterklärungen ein Körnchen Wahrheit enthalten mögen – und das tun sie –, erklären sie doch nicht, weshalb man nicht viele westafrikanische Marathonläufer oder ostafrikanische

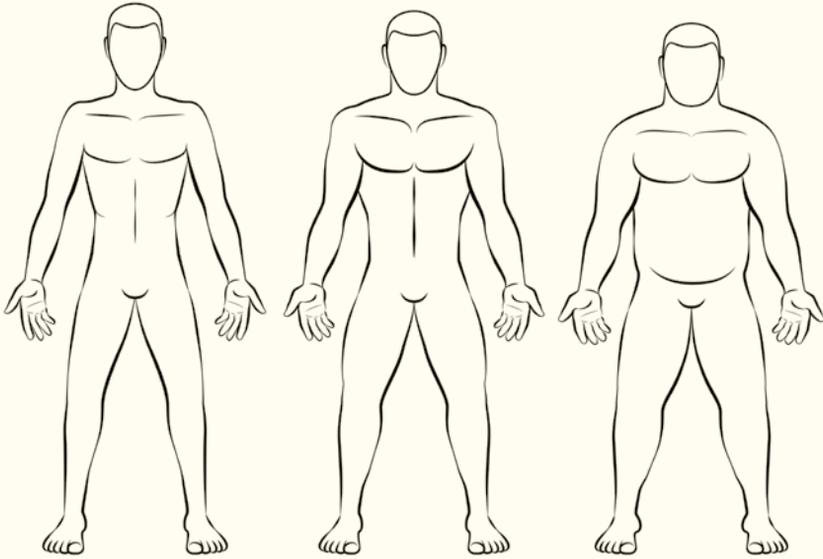
Sprinter findet. Es ist einfach empirisch ungenau, zu sagen: „Schwarze sind gute Sportler.“ Wie bereits erwähnt gibt es einen deutlichen Mangel an schwarzen Gewichthebern, Kugelstoßern, Dartspielern, Speerwerfern und Schwimmern von Weltrang. Manchmal wird man die Ausnahmebegründung hören, dass Schwarze eher selten Zugang zu Schwimmbecken hätten und deshalb nicht so häufig schwimmen lernen würden. Sie haben aber ganz gewiss Zugang zu schweren Gegenständen und zu Dingen, die sie werfen können. Und überhaupt, wenn wir diesem Argument folgen, warum sind Afroamerikaner dann im American Football mit all seiner teuren Ausrüstung und dem Bedürfnis nach Parks zum Trainieren gewaltig überrepräsentiert? Und warum sind Schwarze in Großbritannien unter den Fußballspielern stark überrepräsentiert, insbesondere bei den Mittelfeldspielern und Stürmern, sind aber unterdurchschnittlich oft Torhüter? Jedenfalls gibt es kein weithin bekanntes Klischee, wonach Schwarze einfach nicht den Kasten dichthalten können.

Es gibt bestimmte, stark genetisch bedingte Faktoren, die herausragende Leistungen in spezifischen Sportarten vorherbestimmen. 1977 erklärte der berühmte NFL-Runningback O. J. Simpson dem Magazin „TIME“:

Wir sind ein bisschen anders gebaut, gebaut für Geschwindigkeit – schmale Waden, lange Beine, hohe Hintern sind allesamt Eigenheiten von Schwarzen. Deshalb tragen Schwarze Kniestrümpfe. Wir haben schmale Waden, und kurze Socken halten nicht. Ich nehme es mit jedem Arzt auf, der nicht einsieht, dass wir körperlich für Geschwindigkeit geschaffen sind, und die meisten Sportarten haben etwas mit Geschwindigkeit zu tun.

Lange Strümpfe sind aus der Mode gekommen, aber Simpson hat weitgehend recht. Erstens müssen Sprinter und die meisten Footballspieler *mesomorph* („muskulös“) sein, ein Körperbautyp, der durch lange Beine, lange Arme, einen kurzen Rumpf und viele Muskeln bestimmt wird. Sie benötigen auch „schnell zuckendes Muskelgewebe“, das massive Energieschübe ermöglicht. Vergleichen wir Westafrikaner, Ostafrikaner, Weiße und Ostasiaten miteinander, dann sind die Westafrikaner im Durchschnitt am häufigsten mesomorph, und sie haben auch den höchsten Anteil an schnell zuckenden Muskelfasern. Diese Kombination aus Körperbautyp und Muskelgewebe

erfüllt die Anforderungen an einen effektiven Sprinter, was erklärt, weshalb Westafrikaner in den Sportarten herausstechen, in denen sie es tun.



© Shutterstock / Peter Hermes Furian

Ektomorpher, mesomorpher und endomorpher Körperbau.

Die Ostafrikaner, die sich in viel bergigeren Regionen entwickelt haben, sind ganz anders. Der Erfolg im Langstreckenlauf wird durch einen stark *ektomorphen* („schlanken“) Körperbau bestimmt: lange Arme, lange Beine und sehr wenig Muskelgewebe kombiniert mit einer hohen Lungenkapazität und vorwiegend langsam zuckenden Muskelfasern, die beachtliche Ausdauerleistungen erlauben. Von den vier oben genannten rassischen Gruppen sind die Ostafrikaner am meisten ektomorph, was ihre erstaunlichen Leistungen im Langstreckenlaufen hinreichend erklärt. Geschick bei Gewichtheben, Darts, als Torwart und als Kugelstoßer ergibt sich aus einer Kombination von ausgeprägter Oberkörperkraft und einem optimalen Verhältnis von Muskel- und Fettgewebe, wodurch es möglich wird, zugleich biegsam und stark zu sein. Dieser verhältnismäßig *endomorphe* („kräftige“) Körperbautyp ist mit weißen Völkern assoziiert. Ostasiaten sind am meisten endomorph, haben also kurze Arme, kurze Beine, einen massigen Rumpf und einen hohen Körperfettanteil. Ost-

asiaten haben auch eine relativ hohe Lungenkapazität, ihnen fehlt jedoch die Oberkörperkraft der Weißen. Es ergibt demnach Sinn, dass sie herausragende Leistungen im Turnen und Schwimmen sowie – bis zu einem gewissen Grad – Darts erbringen.⁶

Gefährliches Denken

Wenn wir die Kneipe verlassen und uns der exklusiveren Umgebung einer Krankenhauskantine zuwenden, dann werden die Ärzte wahrscheinlich ganz ähnliche Gespräche führen. Wir werden ähnliche und offensichtliche Muster feststellen, und den gleichen Widerwillen, ohne den Rückgriff auf Beschönigungen über sie zu reden. Ärzte und Pflegepersonal werden bemerken, dass es konstante rassische Unterschiede bei der Verbreitung sämtlicher Krankheiten mit einer genetischen Komponente gibt. Südasiaten leiden häufiger an Diabetes als die anderen im Vereinigten Königreich vertretenen Rassen. Männer, die aus Schwarzafrika stammen, sind anfällig für Prostatakrebs. Vielleicht sprechen sie darüber, dass sie sich wünschten, mehr Schwarze oder Südasiaten würden ihre Organe spenden. Das hat seine Gründe: Wenn man eine Organtransplantation hat, dann wird der Körper das Spenderorgan weit weniger häufig als inkompatibel abstoßen, wenn der Spender der gleichen Rasse angehört wie der Empfänger.

Gehen wir die Straße runter und ins Lehrerzimmer der örtlichen Grundschule, und wieder ist Rasse sehr real, allerdings verborgen unter einer dicken Schicht Sozialwissenschaft. Die Lehrer sprechen vielleicht über die Tatsache – so sehr sie sich auch wünschten, es wäre keine –, dass die Kinder sich unentwegt entlang rassischer Linien voneinander absondern (und sie werden sich vermutlich gut überlegen, mit welchen anderen Lehrern sie das diskutieren). Sie werden womöglich sogar rassische Unterschiede in den Leistungen dieser Kinder feststellen, aber sie werden alles in ihrer Macht stehende tun, um diese Beobachtungen aus ihren Köpfen zu verbannen. Tatsächlich werden sie vielleicht selbst dem offenkundigen Umstand ausweichen, dass die schwarzen Jungen – die mit westafrikanischen Vorfahren – im Sportunterricht bei Wettläufen immer zu gewinnen scheinen. Das auch nur anzumerken, würde die „Rasse“-Büchse der Pandora öff-

nen – und die Möglichkeit rassischer Unterschiede in gesellschaftlich geschätzten psychologischen Eigenschaften, etwa der Intelligenz.

Wir können nicht offen über Rassen diskutieren, weil dieses Thema „heikel“ ist – es beschwört unschöne Erinnerungen und Geschichte(n) herauf und scheint die hehrsten Ideale des Westens zu untergraben. Doch die Existenz von Rassen als biologische Realität lässt sich nicht leugnen, wie klar ersichtlich wird anhand der Unterschiede bei sportlichen Leistungen, der Verbreitung genetischer Erkrankungen und der Notwendigkeit, die Abstammung mitzuberücksichtigen, wenn es um Organ spenden geht.

Das wirft Fragen auf. Warum existieren diese – eindeutig erblichen – rassen Unterschiede? Die Antwort, die ich in diesem Buch darauf geben möchte, ist, dass Rassen menschliche Unterarten sind, die sich an unterschiedliche Umgebungen angepasst haben. Wenn die darwinsche Evolution in einem Satz zusammengefasst werden könnte, würde dieser ungefähr so lauten: „Biologische Organismen werden durch ihre Umgebungsbedingungen geformt.“ Wenn wir Darwins Theorie der Evolution durch natürliche Selektion – die in den Schulen als Tatsache gelehrt wird – akzeptieren und diese unterschiedlichen angestammten Umgebungen durchschnittliche körperliche Unterschiede zwischen den Rassen selektieren, dann würden sie sicherlich auch durchschnittliche psychologische Unterschiede selektieren. Tatsächlich würde das auch andere Dinge erklären, die unseren Sportsfreunden in der örtlichen Bar, unseren zu Mittag speisenden Ärzten und Krankenschwestern oder unseren Lehrern im Lehrerzimmer vielleicht aufgefallen sind. Warum gibt es kaum schwarze Tischtennispieler? Könnte das etwas mit Reaktionszeiten zu tun haben – die bei Schwarzen am längsten und bei Ostasiaten am kürzesten sind, und die tatsächlich mit Intelligenz korrelieren? Warum sind nur wenige herausragende Schachspieler schwarz, aber zahlreiche Großmeister aschkenasische Juden? Könnte das an der hohen durchschnittlichen Intelligenz aschkenasischer Juden liegen, die sich in den jüdischen Anwälten und prominenten Journalisten und Intellektuellen zeigt, die man in den Vereinigten Staaten zu finden scheint? Die Ärzte werden bemerkt haben – und sie wissen auch, warum sie vorsichtig sind, wem sie davon erzählen –, dass Schwarze viel häufiger an Schizophrenie und posttraumatischem Stress leiden

als Ostasiaten. Aber die Ostasiaten sind anfälliger für Ängste und nehmen sich häufiger das Leben. Und den Lehrern wird zweifellos aufgefallen sein, dass im Durchschnitt die schwarzen Kinder das schlechteste und die asiatischen Kinder das beste Verhalten zeigen, sowie dass die Ostasiaten im wissenschaftlichen Bereich scheinbar die Weißen in den Schatten stellen.

Es würde folglich Sinn ergeben, wenn es genetisch bedingte rassistische Unterschiede in psychologischen Eigenschaften gäbe. Doch das ist, wie gesagt, undenkbar – zumindest dann, wenn man die Doktrin der „Gleichheit“ eingeimpft bekommen hat und weiß, was das Beste für die eigene Karriere ist. Es ist nicht nur undenkbar, es ist *gefährlich*. Es könnte Menschen dazu verleiten, andere Menschen mit gewissen Hintergründen vorschnell zu verurteilen, gewisse Rassen zu diskriminieren ... Es würde sehr böse Menschen, zum Beispiel diese ominösen „Weißen Nationalisten“, von denen man in den Medien hört, in ihren Ansichten bestätigen.

Diese Situation erzeugt etwas psychologisch tief Verstörendes – *kognitive Dissonanz*. So nennt man es, wenn es eine schmerzhaft Lücke gibt zwischen dem, was wir mittels Erfahrung und Erkenntnis als wahr empfinden, und dem, wovon wir uns in den Tiefen unserer Herzen und Hirne wünschen, dass es wahr wäre. Diese Empfindung bringt uns dazu, zu hinterfragen, wie die Welt funktioniert und wer wir eigentlich sind. Und sie hinterlässt einige zutiefst unangenehme Gefühle: Wurde ich in die Irre geführt? Wurde ich belogen? Habe ich andere in die Irre geführt? Bin ich ein Narr gewesen? Bin ich noch ein guter Mensch? Manchmal stellen Leute *kognitive Konsonanz* her, indem sie ihre Weltanschauung ändern. Doch oft schaffen sie Konsonanz, indem sie sich an jeden nur greifbaren Fetzen eines Beweises dafür, dass ihre Kritiker falsch liegen und ihre tief empfundenen Überzeugungen richtig sind, klammern – ganz egal, wie dürftig, unnötig kompliziert und in der Sache nicht überzeugend diese Beweisführung sein mag. Sie können Abwechslern gegenüber sogar extrem aggressiv werden und versuchen, sie auf die eine oder andere Weise zum Schweigen zu bringen – der Versuch, sich von „gefährlichem Denken“ zu abzuschotten. Das ist die übliche Reaktion, wenn man sich bemüht, an einer modernen Universität in einem westlichen Land mit einem Wissenschaftler über Rasse zu diskutieren. Ein

Professor mag hervorragend begründete Ansichten zu einer großen Bandbreite an Themen haben, aber wenn es um Rasse geht, wird er den „Boten“ angreifen, nicht die Theorie, und er wird im Prinzip behaupten, wenn man diese Theorie für richtig halte, sei man böse, vielleicht sogar „wortwörtlich Hitler“.

Multikulturalismus und das Schweigen über Rassen

Ungefähr ein halbes Jahrhundert lang haben die fortgeschrittenen westlichen Gesellschaften entlang zweier (manchmal miteinander wetteifernder) „metapolitischer“ Prinzipien operiert. Die eine ist der *staatsbürgerschaftliche Nationalismus*: „Unsere nationale Identität besteht aus Werten wie Demokratie, Gleichheit und Gerechtigkeit, und diese Werte halten uns zusammen.“ Und die andere ist die *Vielfalt*, die uns vorschreibt, „unsere Unterschiede zu feiern“.

Unter solchen Prinzipien ist es außerordentlich schwierig, ernsthaft über Rasse zu diskutieren, und die kognitive Dissonanz greift um sich. Der staatsbürgerschaftliche Nationalismus bedeutet, dass die Gesellschaft ununterbrochen nach Einigkeit unter ihren Bevölkerungsgruppen strebt, ob nun mit kulturellem oder ökonomischem Charakter. Die Vielfalt (und ihre gleichzeitige Akzeptanz der Masseneinwanderung) bedeutet, dass Gesellschaften mehr und mehr in Multirassismus und Multikulturalismus zersplittern werden.

Dem *Multikulturalismus* (und verwandten Ideologien wie dem *Postmodernismus*) ist attestiert worden, dass er viele – wenn auch nicht alle – Kerneigenschaften einer Religion besitze, insbesondere einer Religion in christlicher Tradition.⁷ In diesem Sinne kann er als „implizite Religion“, „Ersatzreligion“ oder „säkulare Religion“ verstanden werden – einer Religion sehr ähnlich, doch ohne offensichtlichen metaphysischen Glauben.⁸ Im Multikulturalismus herrscht der inbrünstige Glaube vor, dass gewisse Dogmen, etwa jenes von der „Gleichheit“ (dass alle Rassen die gleichen geistigen Kapazitäten hätten), uneingeschränkt wahr seien. Es handelt sich dabei um „moralische Wahrheiten“, und wenn sie durch empirische Belege ins Wanken kommen, dann sollte eine moralische Person nichtsdestoweniger weiterhin an die „moralischen Wahrheiten“ glauben. Sie werden sich am Jüngsten Tag ganz sicher als richtig erweisen.

Diese kontrafaktischen Dogmen zu verkünden, wird somit zu einem Glaubensbekenntnis und zum Gradmesser der Loyalität zur eigenen Gruppe: „*Ich glaube es, weil es widersinnig ist.*“⁹ All jene, die nicht dazu imstande sind, diese „moralischen Wahrheiten“ zu akzeptieren, stehen praktisch mit dem Teufel im Bunde. Das macht sie zu „Frevlern“, daher die heftigen emotionalen Reaktionen der Gläubigen auf die „Rassisten“, die die Dogmen und die Autorität der Kirche nicht anerkennen. Wo das Christentum die Armen als rein und heilig anbetete und der Kommunismus die Arbeiter, da betet der Multikulturalismus die Nichtweißen an. Der Multikulturalismus sieht es als eine religiös-moralische Verpflichtung an, diese angeblich an den Rand gedrängte Minderheit zu stärken und Europäer zu schwächen, in einer Art rassistischer Auslegung des Versprechens Jesu, im Reich Gottes würden „die Letzten Erste sein und die Ersten Letzte“ (Mt 20,16). Der Nichtweiße darf manchmal sogar Dinge sagen, die normalerweise als „rassistisch“ verdammt werden würden, solange er ein bekennendes Mitglied der Kirche bleibt.

Christen glauben heutzutage an eine offenbarte Wahrheit und eine naturgemäße, objektive Wirklichkeit, die von Gott geschaffen wurde. In der gottlosen Religion der Gleichheit hingegen gibt es keine objektive Wahrheit. Wahrheitsansprüche werden als „Wahrheiten“ dekonstruiert, die jeweils von einer Machtposition aus geäußert werden – „seine Wahrheit“, „ihre Wahrheit“, „deren Wahrheit“ – und einander gegenüber keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit haben. „Wahrheiten“ erhalten ihren Status dadurch, dass ein Wertesystem anderen vorgezogen wird. Eine objektive Wahrheit könnte den Eindruck entstehen lassen, dass manche Kulturen Ansichten hegen, die unzutreffend oder unmoralisch sind, und das wiederum würde auf eine Ungleichheit hindeuten. Aus diesem Grund werden „Wahrheitsansprüche“ auf Machtverhältnisse reduziert. Die Gruppe, deren „Wahrheit“ akzeptiert wird, ist die mächtigste, und die „Wahrheit“ dieser Gruppe muss so lange infrage gestellt werden, bis es eine Welt gibt, in der die „Wahrheiten“ aller Gruppen gleichwertig sind. Das bedeutet implizit: „Macht ist Wahrheit“, ja sogar „Macht schafft Recht“. Kurz gesagt: Von einem Standpunkt des Multikulturalismus aus gehört wenig dazu, die Vorstellung von „Rassen“ als simples Mittel zur Unterdrückung nicht weißer Gruppen abzulehnen.

Die Kirche des Multikulturalismus sieht sich selbst als randständig an und kämpft unentwegt um die Macht. Sie findet stets irgendeinen Hinweis auf entrechtete Minderheiten, das bedeutet: Sie betreibt eine permanente Revolution. Vor diesem Hintergrund könnte man sagen, dass aus der Sicht des Multikulturalisten die Welt vom Teufel beherrscht wird, eine Ansicht, die einige gnostische Sekten des frühen Christentums teilten.¹⁰ Insofern als „Wahrheit“ subjektiv sein soll: Das bedeutet, dass etwas, das man für wahr hält – beispielsweise wenn ich glaube, eine Frau zu sein –, tatsächlich wahr *ist*. Wenn andere das anzweifeln, bedeutet das, dass sie die Existenz einer objektiven Wahrheit behaupten und damit versuchen, mir ihre Kultur aufzuzwingen. Bemerkenswert ist allerdings: Wenn ich behaupte, zu glauben, dass ich ein Schwarzer sei, dann ist dies *nicht* wahr, denn die Kirche hat nicht verkündet, dass man seine Rasse wechseln könne, auch wenn einige Leute im Innern auf eine solche Erweiterung des Dogmas drängen.¹¹ Die Kirche des Multikulturalismus schreibt also praktisch vor, was wahr und moralisch ist, und darüber hinaus sind Wahrheit und Moral subjektiv. In diesem Sinne ist das Individuum Gott.¹²

Man kann „die Unterschiede feiern“, aber wehe allen, die Unterschiede *feststellen*, beispielsweise bei Testergebnissen, Verbrechensraten, Armut und Zwangsvollstreckungen. Dies alles auch nur wahrzunehmen, bedeutet bereits, zentrale Dogmen der Kirche infrage zu stellen. Seit den Einwanderungswellen aus den „Entwicklungsländern“ nach dem Zweiten Weltkrieg umfassen Länder westeuropäischer Herkunft nun einen wachsenden Anteil nicht europäischer Menschen; tatsächlich werden Weiße in den Vereinigten Staaten und Großbritannien innerhalb des nächsten Vierteljahrhunderts zur Minderheit werden. Dieser Umstand hat einige negative Auswirkungen auf Diskussionen über Rassen. Er bedeutet: Wenn diese Einwanderer der jüngeren Zeit und ihre Nachkommen als gleichwertige Mitglieder der Gesellschaft akzeptiert werden sollen, dann kann diese Gesellschaft nicht länger durch die gemeinsame Abkunft zusammengehalten werden, wie es zuvor in den meisten Ländern der Welt der Fall war. Von daher kann die bloße Thematisierung von Rassen durchaus ungemütlich werden. Damit werden nicht „die Unterschiede gefei-

ert“; man hebt damit hervor, inwiefern jene Nichtweißen Außenseiter sind, beispielsweise keine richtigen Briten, keine „von uns“.

Es kann für einige Briten – selbst wenn sie keine völlig überzeugten Anhänger dieser Kirche sind – auch psychologisch schwierig sein, über dieses Thema zu sprechen. Um durchs Leben zu kommen, wollen sie die Dinge positiv sehen, und sie wollen glauben, dass wahr ist, was ihnen die da oben sagen – dass sie in einer multikulturellen Gesellschaft leben, in der Rasse keine Rolle spielt (oder abgesehen von nichtigen Unterschieden nicht einmal existiert), Nichtweiße bloß ein „besseres Leben“ wollen und diese etwas Wertvolles mit nach Großbritannien bringen. Das Problem ist nur: Sie blicken sich um und sehen, dass nichts davon stimmt. Auch wenn sie in einer rassisch durchmischten Gegend leben, sind alle ihre Freunde weiß, und alle Freunde ihrer Kinder sind es auch. Als ihr Sohn einmal die Hand ausstreckte und das kleine somalische Mädchen in seiner Klasse zur Feier seines siebten Geburtstages einlud, hielt sie es nicht für nötig, zu kommen. Sie wissen, wie entspannt und fröhlich sie sich fühlen, wenn sie Gegenden Englands besuchen, in denen jedermann weiß ist. Und sie fühlen sich verwirrt und schuldig deswegen. Insofern werden solche Menschen durch Gespräche über Rassen „getriggert“: Sie erzeugen eine kognitive Dissonanz und gehen ihnen sozusagen unter die Haut.

Es ergeben sich auch extrem heikle Fragen. Wenn wir über Rassen sprechen und sich die Diskussion den rassischen Unterschieden bei psychologischen Eigenschaften zuwendet, ist es dann nicht vernünftig, die Frage zu stellen, ob Einwanderer dieser und jener Rasse einer glücklichen Gesellschaft nicht im Durchschnitt zuträglicher sind als andere? Sind manche Rassen intelligenter als andere? Oder neigen eher zur Kriminalität als andere? Oder schotten sich stärker ab als andere? Oder integrieren sich schlechter als andere? Wenn die Forschung darauf hindeutet, dass Rassen eine biologische Realität sind und multirassische Gesellschaften beinahe immer in Rassenkonflikten versinken,¹³ könnte dann nicht vielleicht jemand vorschlagen, dass die Zuwanderung unterbunden und die multikulturelle Gesellschaft vollständig zurückgebaut werden sollte? Und wenn die Menschen anfangen würden, dies zu hinterfragen, könnte sie das nicht dazu verleiten, auch andere heilige Kühe der Nachkriegsordnung an-

zuzweifeln, etwa Geschlechtergleichheit und Schwulenrechte? Viele von jenen, die in westlichen Ländern heute Machtpositionen bekleiden, sind zum Teil dadurch so weit gekommen, dass sie in diesen Belangen ihre „Tugend“ zur Schau gestellt haben, indem sie betont haben, wie sehr sie an die „Gleichheit“ glauben. Wenn also diese Themen einer ernsthaften Prüfung unterzogen werden dürfen, dann könnte die derzeit herrschende Klasse in den westlichen Ländern dadurch bis zu einem gewissen Grad ebenfalls ins Wanken geraten.

Aus allen diesen Gründen ist es in einer multikulturellen Gesellschaft sehr schwierig, über Rassen zu sprechen. Im schlimmsten Fall wird man körperlich angegriffen; im besten Fall wird man in einer intellektuell bedrohlichen Weise beschuldigt, „Klischees“ zu bedienen. Wie wir noch sehen werden, entsteht dadurch ein weiteres Problem – aufgrund der Tatsache, dass die meisten Rassenklischees nachweislich und erfahrungsgemäß zutreffend sind, so wie die meisten Klischees allgemein, zumindest bis zu einem gewissen Grad.¹⁴ Darüber hinaus ist das Argument, man möge doch die Folgen bedenken, einfach nicht stichhaltig, wie der englische Politikwissenschaftler Noah Carl nachgewiesen hat. Carl schreibt:

Oft wird behauptet, wenn es um Tabuthemen wie Rasse, Gene und IQ geht, sollten Forscher umfassendere Nachweispflichten erfüllen müssen oder sogar gänzlich zensiert werden, wegen des möglichen Schadens, der angerichtet werden könnte, wenn ihre Erkenntnisse allgemein bekannt würden. Es soll eine Asymmetrie geben, wonach die gesellschaftlichen Kosten einer Thematisierung bestimmter Dinge zwangsläufig jeden Nutzen, der daraus erwachsen könnte, aufwiegen.¹⁵

Doch Carl zeigt empirisch auf, dass eine solche „Asymmetrie“ nie nachgewiesen wurde. Er ist auch der Ansicht, dass die „Unterdrückung der Debatte über Tabuthemen ihrerseits Schaden anrichten“ könne. Sie macht die Moral zur Geisel der Tatsachen, indem sie davon ausgeht, dass die Existenz der mutmaßlichen rassischen Unterschiede dazu führen würde, dass die Diskriminierung anderer Rassen als probates Mittel erscheine. Doch diese Betrachtung des menschlichen Wesens als „unbeschriebenes Blatt“ hat auch schon dafür hergehalten, um die Verfolgung erfolgreicher Gruppen innerhalb der Gesellschaft zu rechtfertigen – denn wenn alle Gruppen gleich wären, dann könnten die Wohlhabenden ihren Reichtum nur in „schändli-

cher Weise“ erlangt haben. Alle Rassen als gleich zu begreifen, führt zur Vernachlässigung beispielsweise medizinischer Probleme, die eine bestimmte Rasse betreffen, einschließlich rassischer Unterschiede bei der Wirkung von Arzneimitteln. Das Angrabern und die Vergewaltigung weißer Kinder durch Pakistanis im nördlichen England konnte laut einer unabhängigen Untersuchung so lange ungestraft vonstattengehen, weil Rasse ein Tabuthema ist und Beamte fürchteten, des Rassismus bezichtigt zu werden.¹⁶ Darüber hinaus kann eine solche Unterdrückung der Rassenthematik dazu führen, dass die Menschen einfach nur aus Zorn über die politische Korrektheit Demagogen zulaufen. Dementsprechend „schadet“ die Unterdrückung der Diskussion über Rassen mehr, als sie „nützt“, wie Carl darlegt. Carl wurde vom britischen „Guardian“ indirekt des „Rassismus“ bezichtigt, bloß weil er eine vorsichtige Verteidigung der Ethik der Rassenforschung geschrieben hatte.¹⁷ Mit anderen Worten: Die kognitive Dissonanz war ausgelöst worden.

Rassen sind offenkundig eine biologische Realität. Man muss sie verstehen. Der aktuellste Forschungsstand dazu muss weithin bekannt gemacht werden. Die Konsequenzen daraus müssen untersucht werden. Dazu soll dieses Buch dienen.

2. Selektionsdruck: So funktionieren darwinsche Evolution und Erbllichkeit

Bevor wir Rassen wirklich verstehen können, müssen wir verstehen, wie die darwinsche Selektion funktioniert. Wie wir sehen werden, definiert man die Rassen als sich vermehrende Populationen, die sich in der Häufigkeit von Genen für interkorrelierende Eigenschaften unterscheiden, sodass sie in genetische Cluster unterschieden werden können, die sich in ihrem Erscheinungsbild und auch in zahlreichen anderen wichtigen Belangen merklich unterscheiden. Weil diese Unterschiede letztendlich auf der Ebene des genetischen Erbes ihre Ursache haben, muss uns klar sein, wie dieser Prozess vor sich geht.

„Erblichkeit“ bezieht sich auf den Anteil einer Eigenschaft – wie etwa Hautfarbe oder Körperhöhe –, der genetisch bedingt ist, also keine Folge von Umwelteinflüssen oder Zufall. Manche Eigenschaften sind stark erblich, manche Eigenschaften sind nur schwach erblich. In den meisten Fällen fußt die Erbllichkeit auf der sogenannten *Additivität*. Gene mit „additiven Effekten“ haben – als einzelne Gene – meist nur sehr geringe Auswirkungen. Das bedeutet, dass eine komplexe Eigenschaft, etwa Intelligenz, extrem *polygenetisch* ist. Sie beruht auf enormen Mengen von Genen – vielleicht 10.000 – mit geringen additiven Effekten, die allesamt zum Ganzen beitragen. In diesem Sinne können wir eine solche Eigenschaft als eine „Gesellschaft“ auffassen. Additivität ist der Grund, weshalb Kinder in so vielschichtigen Bereichen wie der Intelligenz üblicherweise das Mittel ihrer Eltern abbilden. Die Gene Ihrer Eltern – jedes Ihrer Gene besteht aus je einem Allel von jedem Ihrer Elternteile – sind allesamt miteinander verschmolzen, um Sie zu formen. Daraus folgt, dass Ihr IQ in der Regel, wenn auch nicht immer, dem Mittelwert Ihrer Eltern entsprechen wird.

Menschen neigen dazu, sich zu denen sexuell hingezogen zu fühlen, die ihnen genetisch einigermmaßen ähnlich sind.¹⁸ Dies wird als

„assortative Paarung“ bezeichnet und von uns in Kapitel 9 weiter behandelt werden. Paare sind einander im Durchschnitt ähnlicher als zwei zufällig ausgewählte Angehörige der gleichen Rasse, insbesondere in den eher genetisch beeinflussten Körpermaßen, etwa dem Handgelenksumfang. Somit führt eine Paarung anhand genetischer Ähnlichkeit dazu, dass die Kinder ihren Eltern stärker ähneln. Die Eltern sind einander ähnlicher, also werden sie natürlich auch ihren Kindern stärker ähneln. Die Menschen neigen zur assortativen Paarung, weil diese ein Weg ist, indirekt mehr eigene Gene weiterzugeben. Wenn sie sich mit jemandem paaren, der ihnen genetisch *zu* ähnlich ist, dann riskieren sie Gendefekte, weil die Kinder zwei gleichermaßen schädliche Allele erben können – *Inzuchtdepression*. Wenn sie sich mit jemandem paaren, der zu anders ist, so werden sie weniger von ihren Genen weitergeben, als sie könnten. Davon abgesehen könnten sich weiter entfernt verwandte Gene auf eine Art und Weise verbinden, die schädlich für den Nachwuchs ist – *Auskreuzungsdepression*. Laut Forschungsergebnissen aus Island ist das „Optimum“ im Hinblick auf Fruchtbarkeit, also die Hervorbringung der höchsten Kinderzahl, der Cousin bzw. die Cousine 3. Grades¹⁹ oder ein Mensch, mit dem Sie prozentual genauso viele Gene mehr als mit der Gesamtbevölkerung teilen wie mit einem Cousin oder einer Cousine 3. Grades. Diese Praxis der assortativen Paarung innerhalb voneinander getrennter Populationen ist faktisch eine Art von *Endogamie* („Binnenheirat“) und führt dazu, dass die Unterschiede zwischen den Populationen mit der Zeit immer größer und größer werden, möglicherweise so lange, bis der Unterschied ausreicht, um zwei Populationen als unterschiedliche Rassen anzusehen. Wie wir sehen werden, sind an der Herausbildung unterschiedlicher Rassen jedoch auch noch andere Selektionsfaktoren beteiligt.

Einige Eigenschaften, etwa die Augenfarbe, funktionieren nicht auf diese Weise. Stattdessen finden sich hier einige wenige Gene mit großen Auswirkungen. Wenn ein Allel ein anderes schlicht überlagert, liegt eine *dominante* Vererbung vor. So ist zu erklären, dass bei einem Elternteil mit braunen Augen und einem mit blauen Augen die Kinder mit viel höherer Wahrscheinlichkeit braune Augen haben werden. Die dritte Form der genetischen Interaktion wird *Epistase* genannt. Wechselwirkungen können zwischen Genen mit *sowohl* ad-

ditiven *als auch* dominanten Effekten stattfinden, aber die Wirkung des einen Gens wird nur dann ausgelöst werden, wenn auch das andere vorliegt. So funktioniert die Epistase. Die Gene verhalten sich wie Jack Sprat und seine Frau im Kinderreim:

*Jack Sprat could eat no fat,
His wife could eat no lean.*

Ein Gen bewirkt für sich allein nicht viel, doch wenn beide zusammen vorliegen, treten sie in eine Wechselwirkung:

*And so between them both, you see,
They licked the platter clean.*

Gene mit dominanten Effekten und Wechselwirkungen tragen weniger zur Intelligenz bei als die reine Additivität.²⁰ Weil aber dominante und epistatische Wirkungen nichtsdestoweniger eine Rolle spielen, können Kinder sich durch genetischen Zufall gelegentlich merklich von ihren Eltern und Geschwistern unterscheiden. Das ist extrem selten, aber es ist *möglich*. Wenn von zwei weißen Amerikanern beide entfernte schwarze Vorfahren haben (beispielsweise Sklaven), so kann es passieren, auch wenn es extrem unwahrscheinlich ist, dass sie miteinander ein Kind zeugen, das einen genetischen Rückschlag darstellt und diese afroamerikanischen Gene in seiner Erscheinung klar widerspiegelt. In ganz ähnlicher Weise können zwei Menschen mit durchschnittlichem IQ ein extrem altkluges Kind hervorbringen, einfach durch genetischen Zufall.

Natürliche Selektion

Nachdem wir nun die verschiedenen Arten des genetischen Erbes verstehen, können wir uns den unterschiedlichen Weisen zuwenden, auf die Gene selektiert werden. Es gibt vier wesentliche Arten der Selektion: *Natürliche Selektion* ist der Prozess, durch den ein Organismus – sowohl körperlich als auch geistig – an eine spezifische Umgebung angepasst wird. Im Verlauf der Zeugung ererbt ein Embryo Kopien der Gene beider Elternteile. Manchmal wird irgendetwas schief gehen, und diese Gene werden nicht korrekt kopiert werden. Dadurch entstehen Mutationen. Unter den rauen Bedingungen der natürlichen

Selektion sind Organismen stark an ihre jeweilige Umwelt angepasst; die Mutationen werden sie deshalb fast immer weniger gut angepasst dastehen lassen. Dementsprechend werden die Träger dieser Mutationen negativ selektiert werden. Sie werden ihre Gene entweder gar nicht oder nur in unbedeutendem Ausmaß weitergeben. Bisweilen wird eine Mutation ihren Träger tatsächlich mit einem *Vorteil* in seiner spezifischen Umgebung ausstatten. Ein hellerer Hautton hätte, wie bereits erwähnt, dem ersten weißhäutigen Menschen einen Vorteil verschafft, weil er oder sie in einer Umwelt, in der es für einen Großteil des Jahres verhältnismäßig dunkel war, mehr Sonnenlicht hätte aufnehmen und in Vitamin D umsetzen können.²¹ Wenn es zu derartigen Mutationen kommt, dann werden die Gene *positiv selektiert*, und der Träger endet mit einer größeren Anzahl von Nachkommen. Grundsätzlich werden Mutationen *negativ selektiert*.

Sexuelle Selektion

Die zweite Art der Selektion ist die *sexuelle Selektion*. Die Männchen der meisten Tierspezies kämpfen darum, sich mit so vielen Weibchen wie möglich zu paaren. Wer diese Kämpfe gewinnt, bestimmt damit, wer der Stärkste und Gesundeste ist, wer also nur sehr wenige mutierte Gene aufweist. Hirschen wachsen Geweihe, Widdern wachsen Hörner, Pfauen wachsen kunstvolle Schwanzfedern. Ihnen wachsen diese Anhängsel *nicht* zum Schutz vor Fressfeinden oder als Waffen oder zur Tarnung, sondern damit sie vor Weibchen quasi „herumprotzen“ und vorwiegend symbolische Kämpfe mit anderen Männchen austragen können, um ihre Potenz zu beweisen. Die Weibchen ihrerseits fühlen sich zu den Siegern dieser Kämpfe sexuell hingezogen. Wenn es nach ihnen geht, so wird das dominante Männchen ihnen gesündere Kindern verschaffen, und diese Kinder werden die Härten der natürlichen und der sexuellen Selektion selbst mit höherer Wahrscheinlichkeit überleben. Das bedeutet, dass die Gene des Weibchens eher weitergegeben werden. Die Population wird zum Teil dadurch gesund erhalten, dass diejenigen mit einer geringen genetischen Gesundheit – die einen hohen Anteil mutierter Gene mit sich herumtragen – feststellen müssen, dass die Weibchen keinen Sex mit ihnen haben wollen. Vielmehr werden die Weibchen jeden Versuch

eines unattraktiven – also eine hohe Mutationsbelastung aufweisen – Männchens, sich mit ihnen zu paaren, aggressiv abwehren. Darwin selbst machte die Beobachtung: „Es ist sicher, dass bei fast allen Thieren ein Kampf zwischen den Männchen um den Besitz des Weibchens besteht.“²² Männchen kämpfen um Territorium, oder – im Falle geselliger Wesen wie der Menschen – die Gruppe kämpft um Territorium, aber dann kämpft jedes Männchen um eine Stellung in der Statushierarchie der Gruppe. Nur wer Erfolg dabei hat, Territorium oder einen hohen Status innerhalb der Hierarchie zu gewinnen, wird die Weibchen anziehen. Und die Männchen werden das letztendlich durch gewonnene Kämpfe vollbringen.

Darüber hinaus werden die Weibchen im Allgemeinen von solchen Eigenschaften, die den Männchen einen höheren Status einbringen, besonders angezogen. In einer Gesellschaft, in der Status erkämpft werden muss, werden das Anzeichen für körperliche Stärke und genetische Gesundheit sein: Muskeln, Größe, eine lange Haarmähne etc. Die Männchen präsentieren diese erwünschten Eigenschaften, indem sie vor den Weibchen kämpfen oder das tun, was als „Zurschaustellung“ oder „Herumstolzieren“ bezeichnet wird. Sie laufen herum und preisen die Qualität ihrer Gene an. Ein gutes Beispiel hierfür ist das bereits erwähnte Rad des Pfau. Wie der amerikanische Psychologe Geoffrey Miller beobachtet hat, wird nur ein genetisch gesunder Pfau über die nötigen bioenergetischen Ressourcen verfügen, ein ausladendes und farbenprächtiges Muster auszubilden.²³ Der männliche Mensch wird üblicherweise seinen (vorgeblichen) Reichtum präsentieren, und damit – implizit – seinen verhältnismäßig hohen Rang innerhalb der Hierarchie. Er verfügt über die Ressourcen, sich ein Designerhemd und einen Sportwagen zu kaufen, oder zumindest will er, dass die Weibchen das von ihm glauben.

Gruppenselektion

Die dritte Art der Selektion ist die *Gruppenselektion*, die sich auf Konflikte zwischen Gruppen um Territorium und Fortpflanzungsmöglichkeiten erstreckt. Wenn zwei Gruppen, die unterschiedliche Arten des Sozialverhaltens pflegen – beispielsweise unter sich mehr bzw. weniger eng zusammenarbeiten –, einander feindliche gegen-